

„Stolperstein“-Verlegung: Der Fall der Maria Gegenwarth

Existenz „beendet“

WERTHEIM. Bei ihrer anhaltenden Aufarbeitung des Holocausts in Wertheim sind Dieter Fauth und seine engagierte Laienhistoriker während der Vorbereitung der vierten „Stolperstein“-Verlegung auf zwei relativ außergewöhnliche Fälle gestoßen. Einer ist der der Maria Gegenwarth, welcher maßgeblich von der Schülerin Jael Steinbach recherchiert wurde, einer der der Familie Schwarzschild, die in Dertingen gelebt hat (siehe weiteren Artikel auf dieser Seite).

Gegenwarth ist die einzige nicht-jüdische Wertheimerin, die im Rahmen der „Aktion T4“, der massenhaften Tötung von erb- und psychisch Kranken, ermordet wurde – so geschehen wahrscheinlich im Jahr 1940 in einer speziellen Tötungsanstalt bei Grafeneck. Die ärztliche Diagnose, die das in der Berliner Tiergartenstraße gefällte Todesurteil der 63-jährigen begründete, lautete auf „Hysterie“ – ein in der damaligen psychiatrischen Medizin weit verbreiteter Begriff, unter dem sich alle nur erdenklichen Seelenleiden zusammenfassen ließen.

Tatsächlich hatte die gelehrte, selbstständig lebende Krankenschwester seit dem Jahr 1900 mehrere Aufenthalte in verschiedenen Nervenheilanstalten verbracht, meist auf eigenen Wunsch und nur für einige Wochen, bevor sie immer wieder als „geheilt“ entlassen wurde. Auch wegen körperlicher Leiden war sie seither größtenteils erwerbsunfähig.

Verbissener Kampf

Seit 1913 führte sie einen immer verbisseneren bürokratischen Kampf gegen die örtlichen Behörden, die sie als geisteskrank einstufte und 1920 in die „Landesarmenanstalt“ Krautheim einwies, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Die empörten Eingaben der mittellosen Dame an die entsprechenden Ämter hörten damit nicht auf – zumindest nicht bis zu ihrer Vergassung.

Die aus heutiger medizinischer Sicht extrem mangelhaft geführten Akten über Maria Gegenwarth machen eine nachträgliche Beurteilung ihrer geistigen Gesundheit unmöglich und werfen eher Fragen auf. Dem gut erhaltenen Schriftverkehr zwischen ihr und den Behörden lässt sich nur entnehmen, dass sie zu wohl strukturierten, komplizierten Argumentationen fähig war und sich nicht ohne Eloquenz und einen subtilen Sarkasmus gegen Beamte zur Wehr setzte, die sie schriftlich als „Tagelöhnerstochter“, „Dirne“ und „geistig niederwertige, geringgradig verblödete, unerblickige, unselbständige Person“ bezeichneten.

Steinbach, Fauth und der Pate des ihr gewidmeten Stolpersteins, Dr. Oliver Kraus, sind sich daher einig, dass sozio-ökonomische Faktoren nicht unwesentlich an ihrem Tod beteiligt waren: Als Tochter armer Eltern, arbeits- und mittellose, aber streitlustige und intelligente Person dürfte Gegenwarth für den NS-Apparat am Ende ihres Lebens zu genau jenen Außenseitern gezählt haben, deren Existenz der „Gesundheit des Volkskörpers“ nur schaden könne und somit beendet werden müsse – auch ganz ohne jede medizinische Scheinlegitimation.

Steinbach auf jeden Fall vermutet in Gegenwarth eine starke, freheitsliebende Frau und gestand, dass sie sich zu gerne einmal mit ihr unterhalten hätte.



Stein von Maria Gegenwarth in der Nebenmaingasse 6.



„Stolperstein“-Verlegung: Teilweise wurden die Informationen über die NS-Opfer, derer bei der Verlegung der „Stolpersteine“ gedacht wird, von Schülern zusammengetragen und wiedergegeben (hier Jan Haß, Comenius-Realschule). BILDER: ALEXANDER GUTMANN

Vierte Verlegung von „Stolpersteinen“: Dieter Fauth und eine Schülergruppe erinnerten gestern an ermordete Mitbürger

Kleine Mahnmale, großer Wert

Von unserem Mitarbeiter Alexander Gutmann

Wertheim/Dertingen. Sie waren Handwerker und Händler, Hausfrauen, Krankenschwestern, Mütter. Sie entstammten alteingesessenen Familien oder waren aus Kilsheim, Wenkheim, Urspringen zugezogen. Manche waren jung und manche alt, manche strenggläubig und andere weltlich erzogen, diese energische Macher, jene kränklich und sensibel. Sie pflegten Freundschaften untereinander oder machten sich gegenseitig das Leben schwer, aßen gemeinsam mit den Nachbarkindern zu Mittag, kümmerten sich um ihr Geschäft, ihre Verwandten, ihren Gesangsverein.

Alle waren echte Wertheimer

Gemeinsam haben sie vor allem zwei Dinge: Sie alle waren „echte Wertheimer“, vollwertige Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft der Main-Tauber-Stadt, und sie alle wurden zwischen 1939 und 1945 vom deutschen Staat ermordet.

Zehn von ihnen wurde gestern bei der vierten Verlegung der sogenannten „Stolpersteine“ in Wertheim jeweils ein eigenes kleines Mahnmal in Form eines gravierten Kopfeins mit ihren persönlichen Daten gesetzt, dort in die Straßen und Gassen der Stadt einzementiert.

wo sie lebten oder aufwuchsen. Seit 2009, als der Realschullehrer Dieter Fauth die Beteiligung der Stadt an dem deutschlandweiten Projekt des Künstlers Gunter Demnig initiierte, ist die Liste der bekannten Wertheimer Opfer des Holocausts damit von 35 auf 78 Bürger jüdischer Konfession sowie auf 27 Opfer des NS-Euthanasieprogramms gewachsen.

Mit diesen Zahlen ist Wertheim, wie Fauth in den Ergebnissen seiner extensiven Forschung zu dem Thema beweist, ein trauriges Musterbeispiel für die Effizienz, mit der der institutionalisierte Massenmord der Nazis selbst die badische Provinz erreichte.

Um 1900 besaß die Stadt eine lebendige jüdische Gemeinde mit Synagoge, Ritualbad und eigener Schule, die rund fünf Prozent der Einwohner umfasste und als außerordentlich gut integriert gelten konnte. Rund 60 Prozent davon verließen rechtzeitig vor Kriegsbeginn das Land, der Rest zog wie zahlreiche Generationen zuvor den Kopf ein und wartete darauf, dass die Brandstimmung sich wieder legen würde.

Viele Wertheimer Juden suchten hierzu die Anonymität der Großstadt, zum Beispiel Frankfurts, und mussten erleben, wie ihre Familien auseinander gerissen wurden; andere blieben trotz in ihrem Zuhause, ließen Enteignung und Zwangsum-

siedlungen innerhalb der Stadt über sich ergehen, packten selbst am Stichtag der endgültigen Deportation stoisch ihre Koffer.

Das gefühlte „nicht bei uns!“

Was ab 1933 mit ihnen allen geschah, ist Allgemeinbildung – und als solche immer einer gewissen emotionalen Distanz, einem gefühlten „doch nicht bei uns!“ unterworfen.

Die Schilderungen über die Lebensläufe der Opfer, die Fauth mit interessierten Kollegen, Schülern und einzelnen Wertheimern recherchiert hat und die diese bei jedem „Stolperstein“ jeder ehemaligen Wohnung eines der Ermordeten, wiedergaben, änderten dies.

Sie machten, soweit die verfügbaren Quellen es zuließen, aus anonymen Opfern mit Geburts- und Sterbedatum lebendige Menschen, die Teil eines sozialen Gefüges sind, Leidenschaften haben und auch kleine Macken. Sie ordneten ihnen Fotografien zu – meist verblichene Passbilder aus der NS-Zeit, aber auch Klassenfotos und zeitgenössische Aufnahmen ihrer Nachbarschaft. Sie gaben, wo immer möglich, episodische Einblicke in das Leben der betreffenden Personen: Wie Familie Altmann als orthodoxe Juden ihre Nahrungsvorräte aufbewahrte, mit wem Frieda Adler in der Schule be-

freundet war, dass in der Reichspogromnacht 1938 mindestens der schöne Blumengarten von Sophie Schwarzschild verwüstet wurde und dass die Großmutter von Sigrid Arzuman kurzzeitig interniert wurde, weil sie ihr nach der Zwangsentgeignung etwas zu essen gebracht hat.

Es waren ebensolche überschaubare, fast banalen Informationen, die es den Zuhörern ermöglichten, die Schicksale dieser Menschen vor dem Hintergrundschauspiel einer Ära unermesslichen, unverständlichen Chaos' zu visualisieren und nachzuempfinden.

Feierlicher Rundgang

Dass sich nicht zuletzt Schüler daran gewagt haben, in diesem scheußlichen Teil der Lokalgeschichte zu graben, rührte Trudl Dosch, Patin eines Gedenksteins aus den vergangenen Serien, während des feierlichen Rundgangs gar zu spontanen Tränen: „Ihr bewahrt, was langsam in Vergessenheit gerät. Ich verneige mich vor jedem von euch.“

i Die Verlegung der Gedenksteine für Familie Schwarzschild in Dertingen wurde mit jüdischen Liedern begleitet von Frieder Dosch (Keyboard) und Werner Querbach (Oboe). Die nächste „Stolperstein“-Verlegung ist für Sommer/Herbst 2012 geplant.

Erstmals außerhalb der Altstadt „Stolpersteine“ verlegt: In Dertingen lebte eine jüdische Familie, deren Vorfahren dort urkundlich ab 1777 als Dorfschmiede gewirkt haben

Sichtbare Erinnerung an die Familie Schwarzschild

WERTHEIM/DERTINGEN. Nicht minder bedeutsam sind die drei Gedenksteine, die gestern bei der vierten „Stolperstein“-Verlegung der Familie Schwarzschild aus Dertingen gewidmet wurden. Es sind in Wertheim die ersten, die außerhalb des unmittelbaren Stadtgebietes verlegt wurden.

Dieter Fauth erhielt bei der Vorbereitung großes Entgegenkommen vom Ortsvorsteher, den Familien ehemaliger Nachbarn und dem örtlichen Priester.

Besonders schwer nachzuvollziehen ist das Schicksal der Schwarzschild, da sie seit 1777 urkundlich als Dorfschmiede Dertingens erwähnt wurden, diesen wichtigen Posten aber vermutlich schon Generationen zuvor inne hatten.

Wie Fauth betonte, war der Schmied ein „Kommunikationszentrum der Ortschaft“, eine ehrwürdige Institution von alltäglicher Bedeutung. Dass Adolf Schwarzschild sich weigerte, die Heimat seiner Familie und seinen angesehenen Handwerksbetrieb für die kurzfristigen politischen Entscheidungen einer

jugen Demokratie aufzugeben, ist nur verständlich. Die Entscheidung wurde ihm bei der großen Deportationswelle von 1940 abgenommen – zusammen mit seiner Frau Sophie endete sein Weg in Auschwitz.

Tochter Erika endete mit 28 Jahren wie viele Juden im „Euthanasie“-Programm der Nazis: Unmittelbar nach der „Reichskristallnacht“, in der auch das Heim ihrer Familie angegriffen wurde, brach bei ihr eine seelische (vermutlich Angst-)Ekrankung aus, zu deren Behandlung sie sich freiwillig nach Frankfurt begab – von wo sie bald in das Tötungslager Hadamar „verlegt“ wurde. Nur ihrer Halbschwester Hilda gelang die Flucht in die USA.

Die Erinnerung an die Schwarzschild's wird heute noch von vielen Dertingern aufrecht erhalten, deren Eltern oder Großeltern sie persönlich kannten. Ortsvorsteher Egon Reuschlein fasste ihre Gefühle in Worte: „Wir reden hier nicht von irgendjemandem, dem irgendwann einmal Unrecht widerfahren ist, sondern von Leuten, die unter uns, mit uns gelebt haben.“



Die „Stolpersteine“ der Eheleute Adolf und Sophie Schwarzschild sowie Tochter Erika in der Aalbachstraße 42 in Dertingen.